SonntagsZeitung, 10.11.2024

Als die Mutter sagt, sie wolle sterben, ist es zu spät

Wer bei einer Demenzerkrankung den Weg des assistierten Suizids gehen will, darf den richtigen Zeitpunkt nicht verpassen.

Claudia Blumer

Johanna Signer (Name geändert) war eine engagierte, kluge Frau. Bis plötzlich seltsame Dinge passierten, da war sie knapp 70. Sie war mit ihrem Mann in Paris, einer Stadt, die sie beide gut kannten, und rief ihn an. Sie fand den Ort nicht mehr, wo sie sich in ein paar Minuten wieder treffen wollten. Er glaubte, sie scherze. Drehte sich um, in der Erwartung, sie stehe irgendwo hinter ihm und amüsiere sich.
Es waren die ersten Anzeichen einer Alzheimer-Demenz, die erst Jahre später diagnostiziert wurde. Rund vier Jahre dauerte es, bis der Ehemann und die beiden Töchter die häufiger werdenden Signale richtig deuten und die Mutter zu einer Abklärung überreden konnten. Das alles erzählt eine der beiden Töchter von Johanna Signer. Sie selber könnte es nicht mehr erzählen. Sie lebt seit Frühling in einem Pflegeheim. Es ging nicht mehr zu Hause, die Familie war trotz Spitex und weiterer Hilfsangebote zunehmend überfordert. Für Johanna Signer wiederholt sich damit die Geschichte. Schon ihre eigene Mutter war an Demenz erkrankt und musste ins Pflegeheim. Für Johanna war das schwer. Der schrittweise Verlust der Mutter, die Schuldgefühle, weil die Mutter sich gegen den Heimaufenthalt sträubte.

«Wären Sie doch früher gekommen»

Diese Erfahrung war mit ein Grund, warum Johanna Signer zusammen mit ihrem Mann vor 20 Jahren Mitglied der Sterbehilfeorganisation Exit wurde. Am Familientisch der Signers, Eltern und Töchter haben medizinische Berufe, wurden Themen wie Krankheit und Tod offen diskutiert. «Wir wissen alle etwa voneinander, wie wir in welcher Lebenssituation entscheiden und welche Behandlung wir wollen würden», sagt Johanna Signers Tochter. Und so fällt es ihr nicht schwer, die Mutter zu unterstützen, als diese nach der Demenz-Diagnose immer wieder sagt, sie wolle sterben. Sie sagt auch: «Ich will zum Vati», und streicht zärtlich über ein Foto, das sie als Zweijährige auf den Armen ihres früh verstorbenen Vaters zeigt.
Die Familie wendet sich an Exit – doch für den assistierten Suizid ist es zu spät. Weil Johanna Signer dement ist, braucht sie das Urteilsfähigkeitsattest eines Facharztes, Exit vermittelt einen Psychiater. Er stellt das Attest nicht aus. Die Patientin kann ihren Nachnamen nicht nennen, sie kann dem Psychiater auch nicht sagen, wie ihr Mann heisst oder dass die Frau im Raum ihre Tochter ist. Es habe dem Psychiater sehr leidgetan, «er hätte meiner Mutter das Attest gern ausgestellt», sagt die Tochter. Doch er habe sich an Richtlinien halten müssen. «Wären Sie doch früher gekommen», habe er gesagt.
Selbst mit Facharzt-Attest wäre es für Johanna Signer schwierig geworden.
Wenn es ums Sterben geht, überprüft der Freitodbegleiter nochmals, ob die Person immer noch sterben will, ob dies ihr persönlicher und unbeeinflusster Wunsch ist, ob sie sich der Dimension ihres Entscheids bewusst ist. Dann muss die Person den Becher mit der bitteren Flüssigkeit selbstständig austrinken. All das hätte Johanna Signer vielleicht nicht mehr geschafft. Mit dem Nein des Psychiaters aber war das Kapitel abgeschlossen.
Die bekannte Basler Ärztin und Sterbehelferin Erika Preisig kennt Fälle wie jenen von Johanna Signer zuhauf – ein grosser Missstand ihrer Ansicht nach. «Wer den Zeitpunkt verpasst und

urteilsunfähig wird, hat keine Möglichkeit mehr, auf legale Art Suizidassistenz zu bekommen.» Viele demente Personen könnten ihr Schicksal nicht so annehmen wie Johanna Signer, sondern würden aggressiv. Es sei richtig, dass die Urteilsfähigkeit für den begleiteten Suizid vorausgesetzt werde, sagt Preisig. «Ich würde als Freitodbegleiterin nicht die Last auf mich nehmen wollen, jemandem beim Suizid zu helfen, von dem ich nicht zweifelsfrei weiss, ob er wirklich sterben will.»
Das Problem sei aber, dass unter Ärztinnen und Ärzten eine grosse Verunsicherung herrsche, viele scheuten rechtliche Probleme, wenn sie ihre Patienten beim Suizid unterstützen würden. Eine wichtige Rolle spiele hier die Ärzteverbindung FMH, sagt Preisig: «Würde die FMH Suizidassistenz als ärztliche Tätigkeit anerkennen, gäbe das Ärztinnen und Ärzten eine gewisse Sicherheit. Sie würden darin bestärkt, ihren Patienten mit Sterbewunsch zu helfen.» Die Nichtanerkennung sei «ein Skandal», sagt Preisig. Immer mehr Patienten wünschten Suizidassistenz, damit sei dies ganz klar eine ärztliche Aufgabe.
Ralf Jox, Palliativ-Experte am Universitätsspital Lausanne, glaubt nicht, dass der Wortlaut der Richtlinien viel ändern würde. Einige Ärzte grenzten sich gegenüber Suizidassistenz ab, was mehr mit deren persönlicher Haltung zu tun habe als mit den Standesrichtlinien. «Jede Arztperson hat das Recht, aus persönlichen Gewissensgründen nicht mitzuwirken.»

Die Mutter sagt: «Mein Kind»

Johanna Signers Tochter macht niemandem Vorwürfe, alle hätten ihr Bestes gegeben. Und nicht zuletzt ist so ein Vorhaben immer zwiespältig. «Jetzt haben wir dafür unsere Mutter noch.» Sie wünschte sich aber, dass es eine Möglichkeit gäbe, im Vollbesitz der geistigen Kräfte einen späteren Sterbewunsch unter gewissen Bedingungen schriftlich festzuhalten. Die Patientenverfügung liegt bei ihr auf dem Tisch, in den nächsten Tagen will sie diese entsprechend ausfüllen. Auch wenn die Umsetzung dann vielleicht schwierig wird. Ein weiteres Mal soll sich die Geschichte nicht wiederholen.
Sie kommt gerade vom Besuch bei der Mutter. Der Abschied ist jetzt nicht mehr so schwierig. Am Anfang gab es jedes Mal Tränen, die Mutter wollte nicht im Heim bleiben, sie wollte nach Hause. Mittlerweile lässt sie sich von den Pflegenden ablenken, wenn die Tochter geht. Wenig später hat sie vergessen, dass sie da war.
Ob die Mutter sie noch erkennt, sei nicht immer so klar, sagt die Tochter. Doch manchmal seien sie sich nahe, wie früher. Etwa, wenn die Mutter ihre um einige Zentimeter grössere Tochter umarmt und sagt: «Mein Kind.»
Es ist jetzt nicht mehr so wichtig, was die Mutter weiss und kann. Der Ehemann und die beiden Töchter holen sie zu langen Spaziergängen ab, die sie immer so gern gemacht hat. Danach gehen alle zusammen im Restaurant essen.